

Aufgaben der Kirche und Mitarbeit der Frau

Autor(en): **Gerhard, Georgine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **12 (1918)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-134323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aufgaben der Kirche und Mitarbeit der Frau.

Vor kurzem war ich in einer Versammlung, wo auch von kirchlichen Dingen gesprochen wurde. Da fiel ein Wort, das mir zu denken gab. Ein Redner sagte, er habe einen Vortrag über die Zukunftsaufgaben der Kirche gehört und habe sich gefreut, zu vernehmen, daß zwischen den Aufgaben der Kirche in Vergangenheit und Zukunft kein Unterschied bestehe. Warum ließ mich das Wort nicht los? Nun einfach weil es, vielleicht ohne daß es der Redner beabsichtigte, ein Erlebnis verriet, das meinem eigenen innern Leben nicht fremd war, das bei mir nur ein anderes Ergebnis gezeitigt hatte. Dreierlei konnte ich aus dem Ausspruch des Redners herauslesen: dem Manne müssen unter dem Druck der gegenwärtigen Zeit Zweifel aufgestiegen sein darüber, ob die Kirche ihre Aufgabe erfülle. Etwas wie eine Ahnung von neuen, großen Aufgaben, die ihr bevorstehen möchten, muß sich in ihm geregt und ihn — wie es das Neue und Unsichere zu tun pflegt — mit Angst erfüllt haben. Da hört er einen Vortrag, der zu seiner Freude seine Zweifel zerstreut, ihm das Neue, Gefürchtete als Trugbild hinstellt und ihm seine Ruhe zurückgibt. Zweifel, Angst, Beruhigung. — Die Lösung des Konflikts ließe sich allerdings noch anders denken: Die Zweifel sind nicht zum Schweigen zu bringen; die Erkenntnis bricht sich Bahn, daß etwas Neues werden muß; die Angst, die sich diesem Neuen, Ungewissen gegenüber regt, findet keine Beruhigung außer in dem Vertrauen auf Gottes Weisheit und Macht und in der Hingabe an seinen Willen, auch da, wo sein Ratschluß uns undenken heißt, wo es äußere und innere Bequemlichkeit zu überwinden gibt. Das ist der Weg, auf den ich geführt worden bin, und aus diesem Erlebnis heraus ist das Folgende zu verstehen.

Groß ist heute die Zahl derjenigen, die daran zweifeln, ob die Kirche ihre Aufgaben richtig erfasse und erfülle. Es wäre ein Irrtum, wollte man meinen, daß diese Zweifler nur eine Erscheinung der Gegenwart seien. Schon vor dem Krieg gab es viele ernstgesinnte Menschen, die sich in unserer Kirche nicht mehr zurechtfinden konnten, die in ihr ein der Erstarrung anheimgefallenes Gebilde sahen und die sich nach einem neuen gewaltigen Wehen des Geistes Gottes durch ihre Räume sehnten. Ja, manche gingen noch weiter: sie hielten diese Räume für so morsch, daß ein neues Wehen ihren Umsturz zur Folge haben müßte, und sie ersehnten diesen Umsturz, weil sie hofften, daß auf den Trümmern etwas Neues, Besseres entstehen könnte.

Und als das große Wetter über uns hereinbrach, da hat es den Zweiflern neue Scharen zugeführt. Vom Bankrott des offiziellen Christentums, d. h. der Kirche, konnte man unendlich

viel hören und lesen. Wenn das Wort aus dem Munde mancher auch wie eine unerträgliche Phrase klang, so drückte es doch bei einer großen Zahl von Christen eine schmerzliche Erkenntnis aus. Diese Erkenntnis ist wohl vielen von uns in den Tagen des Reformationsjubiläums noch stärker zum Bewußtsein gekommen. In einer Zeit, wo alle Hölle geister los zu sein schienen, da sollte man feiernd zurückblicken auf eine Zeit, wo der Geist Gottes so kräftig und sichtbar in unsern Ländern ein großes Werk vollbracht hatte; da sollte man sich als Erben jener Zeit fühlen. Manche evangelische Christen haben nicht mitjubeln können, sondern haben in Sad und Asche und großer innerer Not die Tage durchlebt, die der freudigen Erinnerung hätten sollen geweiht sein. Freilich haben schließlich doch gerade diese Tage ihrer Hoffnung wieder Nahrung geben. Die Beschäftigung mit den Ereignissen des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts drängte ja geradezu zu einem Vergleich mit unserer Zeit. „Wie Gott damals, als die Zeit erfüllet war, seine Knechte ausrüstete und durch sie seine Kirche erneute, so wird er sicher auch für unsere Not die rechte Hilfe haben,“ so trösteten sich die Hoffenden.

Wie diese Hilfe sein wird, wissen wir nicht. Ueberhaupt können wir bei der ganzen Sache so wenig tun, daß uns das Bewußtsein unserer Ohnmacht oft nutzlos machen will. Etwas, das wir aber tun können und sollen, ist, daß wir den Ursachen nachspüren, die zum Zusammenbruch unseres offiziellen Christentums geführt haben und die Schäden aufzudecken suchen, die zu überwinden sind. Je mehr wir Christen diese Schäden empfinden, je mehr sie uns auf der Seele brennen, desto eher ist die Möglichkeit vorhanden, daß unsere Kirche sich von innen heraus erneuere. Weil mir diese Möglichkeit vorschwebt, konnte ich mich nicht zu denen gesellen, die sich abseits stellen und mit der Kirche nichts mehr zu tun haben wollen. Bis wir etwas Besseres haben, müssen wir über dem uns Gegebenen treu sein, dürfen wir unser Pfund, so kümmerlich es uns auch scheinen mag, nicht einfach vergraben. — Wenn wir aber auch Wünsche nach einer Erneuerung unserer Kirche und unsere Hoffnung darauf aussprechen, so wollen wir uns dabei demütig bewußt sein, daß Gottes Wege nicht unsere Wege sind. Vielleicht muß er doch zertrümmern, bevor er ein Neues schaffen kann. Darum darf es nicht unsere oberste Sorge sein, daß Gott unsere Wünsche erfülle, sondern daß er uns bereit mache, seinen Weg zu gehen.

Schäden aufzudecken, ihre Ueberwindung zu suchen, das scheint mir jetzt unsere doppelte Pflicht zu sein. Eine doppelte Pflicht ist es, und doch eine einheitliche; denn der eine Teil ist ohne den andern sinnlos. Wer nur Schäden aufdeckt, ohne ihre Ueberwindung zu suchen, gerät in unfruchtbare Anklagen; wer nach Besserem sucht, ohne das Gegebene zu kennen, baut in die Luft.

Wenn nun so viele gerade den Aufgaben der Kirche nachsinnen, so ist das wohl ein Beweis dafür, daß da etwas nicht stimmt. Wir werden deshalb gut tun, uns über die Aufgaben der Kirche auszusprechen. Da sind Sie vielleicht nach dem bisher Gesagten erstaunt, mich bekennen zu hören, daß auch ich den Inhalt unserer kirchlichen Aufgaben nicht für revisionsbedürftig halte. Da sich unsere Kirche nach Jesus Christus nennt, hat nur er das Recht, ihre Aufgaben zu bestimmen. Er hat es auch getan mit den Worten, die er an seine Jüngergemeinde richtete. „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur“, so lautet sein Befehl an einer Stelle. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe,“ so lesen wir anderswo. Solange es eine christliche Kirche gibt, werden ihre Hauptaufgaben darin bestehen, daß sie die Botschaft verkündigt von der Gnade Gottes, deren er uns in Jesus Christus versichert hat, und daß sie lehrt, was Christus geboten hat, daß sie also seinem Geiste die Bahn bereitet. Wenn sich nun aber keine neuen Aufgaben ergeben, warum dann viel Worte machen über ein Neues, das da werden soll?

Für mich besteht das Unbefriedigende des gegenwärtigen Zustandes nicht darin, daß es der Kirche an zeitgemäßen Aufgaben mangelt, wohl aber darin, daß sie die ihr gestellten Aufgaben vielfach nicht erkennt. Denn wenn die Aufgaben auch dieselben bleiben, so nehmen sie je nach Zeiten und Verhältnissen ein neues Gesicht an, und es ist durchaus nicht leicht, zu erkennen, welches Verhalten ihre Aufgaben unter diesen oder jenen Umständen der Kirche zur Pflicht machen. Mir scheint nun, für die Kirche hätten ihre Aufgaben immer noch das Aussehen, das sie für die Reformatoren unter dem Eindruck der damaligen Zeit hatten; es ist mir, die Kirche habe ihre Arbeit nicht den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt. Damals galt es vor allem, die Menschen, von denen viele nur an das Halten dieser oder jener kirchlichen Gebote und an das Vollbringen dieses oder jenes verdienstlichen Werkes dachten, von dem Irrtum der Werkheiligkeit und der Angst, die ihm zu Grunde liegt, durch die Predigt von Gottes Gnade zu befreien. Heute scheint mir ein Anderes im Vordergrund stehen zu müssen. Es wird in unsern Tagen so oft geklagt, daß die Leute die frohe Botschaft von Gottes Gnade gar nicht mehr zu hören wünschen, daß das Wort Gnade für sie einen unangenehmen Klang habe, daß sie alles aus eigener Kraft tun wollten. Wenn dem so ist, liegt die Schuld nicht teilweise an der Kirche? Ist es nicht ein Zeichen dafür, daß die zweite Hälfte ihrer Aufgabe zu sehr im Hintergrund steht? Wenn die Kirche das, was Christus zu tun gebietet, wirklich lehrt, so kann es gar nicht anders sein, als daß in ihren Gliedern ein lebhaftes Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit entstehen und damit das Verlangen nach Gottes Gnade erwachen muß. Aber gerade an diesem Teil ihrer Aufgabe — so will mir

scheinen — hat es die Kirche fehlen lassen. Man wird fragen: „Kann man nicht immer und immer wieder in unseren Gottesdiensten Worte hören, wie: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. — Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon? Bilden nicht die Gebote Jesu sehr oft die Texte unserer Predigten?“ Gewiß, und dennoch scheint mir die Anklage nicht widerlegt zu sein; denn von der Wirkung dieser Predigt tritt uns in unserem Gesamtleben so wenig entgegen. Woher mag das kommen?

Was uns an unserer Lehre doch immer wieder auffällt, ist, daß sie sich meist in allgemeinen Sätzen, die hin und wieder durch konstruierte Beispiele erläutert werden, an die Zuhörerschaft wendet. Wer mit Kindern umgeht, weiß, daß man ihnen mit allgemeinen Ermahnungen gar keinen Eindruck macht, daß nur das haften bleibt, was an einen konkreten, von ihnen erlebten oder beobachteten Fall anknüpft. — In dieser Hinsicht bleiben die meisten Menschen Kinder ihr Leben lang, und darum lassen die allgemeinen Gebote sie so kühl. Wie oft werden die Zuhörer ermahnt, ihr Herz nicht an das Geld zu hängen! Wer aber spricht von den Fällen, wo dieser Mammonsdiens für alle sichtbar zu Tage tritt? Wer findet das richtige Wort über wahnsinnige Tantiemen, über sündhafte Dividenden, über das Unrecht der Geschäftsgewinne, die die Lebensbedürfnisse des Geschäftsmannes weit übersteigen? — Ich hörte einmal eine Predigt, wo nebenbei auch vom Hamstern die Rede war. Der Pfarrer gab den Zuhörern zu verstehen, ein Hamstern, das sich in anständigen Grenzen halte, sei wohl erlaubt, wenn der Gedanke dabei im Vordergrund stehe, daß man gerne etwas Rechtes abzuliefern habe, wenn es einmal ans Mittheilen gehe. Ich frage Sie: Wer hamstert aus diesem Beweggrund? Werden die Leute durch solche Reden nicht eingeschläfert, ja direkt zum Heucheln ermuntert? Sollte man den Hausfrauen nicht viel eher ins Gewissen schreiben, daß, wer sich ein Stück Butter oder einen Laib Brot auf unrechtmäßige Art verschafft oder sich Vorräte über den gewöhnlichen Bedarf hinaus anlegt, gegen das Gebot der Nächstenliebe sündigt? — Oder wie oft wird in Predigten über die sittliche Verderbins unserer Zeit geklagt! Wer weist aber darauf hin, wie sehr das Wohnungselend dieser Verderbnis Vorschub leistet und weckt das Gewissen derer, die in ihrem Hause ein halbes Duzend und noch mehr unbenützte oder entbehrliche Räume haben?

Ich will die Beispiele nicht vermehren. Sie zeigen wohl zur Genüge, was ich mit den Ermahnungen allgemeinen Inhaltes meine. Woher diese Gewohnheit? Nun daher einmal, daß man möglichst wenig Anstoß erregen, niemandem zu nahe treten möchte. Jüngst erzählte mir ein Pfarrer aus seiner ersten Wirksamkeit und sagte dabei, er habe als junger Pfarrer in manches Weispenest gestochen. Er fügte bei, daß er es durchaus nicht bedaure;

aber im Unterton klang es doch: „Heute würde ich es nicht mehr tun.“ Man will sich keine Feinde machen; sie könnten vielleicht der Kirche ihre finanzielle Hilfe versagen und sie dadurch in ihrer Existenz gefährden; vielleicht fürchtet man gar, sie könnten einem persönlich schaden auf diese oder jene Weise.

Allerdings ist es vielfach nicht Menschenfurcht und Bequemlichkeit oder ängstliche Besorgnis um die Kirche, wenn man möglichst den Konflikten aus dem Weg geht. Die Sache hat noch einen andern Grund. Ob bewußt oder unbewußt, die Kirche bekennt sich im Großen und Ganzen zu dem Grundsatz, daß die Lehre Jesu Gültigkeit habe für unser persönliches, wohl auch noch für unser Familienleben, daß sie aber nie und nimmer auf unser wirtschaftliches, gesellschaftliches und politisches Leben könne angewendet werden. „Dort gelten andere Normen,“ so sagt man uns, „denen wir uns — soweit sich unser persönliches Leben auf jenen Gebieten abspielt — zu unterwerfen haben.“ Je mehr nun unser persönliches Leben tatsächlich jenen Gebieten angehört, desto beschränkter ist darin die Sphäre, wo Jesu Gebote gelten. Wir bringen es zu einer hochentwickelten Kunst, schmerzlos Kompromisse zu schließen, und die Kirche leistet dem Vorschub; denn sie steht nicht dafür ein, daß die gesamte Erde Gottes werden müsse.

Diese Unterlassungssünde scheint mir das schlimmste Uebel in unserer Kirche. Das unbedingte Einstehen für die Forderungen Jesu, das Bekenntnis in Wort und Tat dazu, daß Christi Geist unser gesamtes Dasein durchdringen müsse, scheint mir die Hauptaufgabe der Kirche in gegenwärtiger Zeit. Damit kann sie meines Erachtens dem Befehl Jesu gehorchen, der sagt: Lehret sie halten alles, was ich euch geboten habe.

Mit welcher erschreckender Deutlichkeit hat diese Zeit uns doch gezeigt, wohin das nach seinen eigenen, auf Selbstsucht beruhenden Normen orientierte Wirtschafts- und Politikleben führt. Wenn wir Christen uns damit entschuldigen, daß wir die Dinge zu wenig durchschaut hätten, so gilt die Entschuldigung von heute an nicht mehr. Gott hat uns die Augen geöffnet. Darum mußten wir doch wohl diese Zeit erleben, um sehend zu werden und uns zu geloben, alle Kraft einzusetzen, daß etwas Neues werde. Allerdings stellt sich auch da gleich wieder unsere Angst vor dem Neuen ein. Wir brauchen uns ihrer nicht zu schämen. Größere als wir haben sie empfunden. Wenn Moses seine Berufung ablehnen will, indem er zu Gott spricht: „Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen; denn ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge,“ was bedeuten diese Worte anders als Furcht vor dem Neuen, Angst vor Konflikten? Aber wir müssen uns klar sein, daß unsere Angst ihren Grund im Mangel an Gottvertrauen, letzten Endes aber vielfach in unserer Selbstsucht hat.

Wir betrachten das Neue nur unter dem Gesichtspunkt dessen, was es für uns persönlich bedeutet. Wenn sich neue Normen Bahn brächen, könnten wir vielleicht auf einen Teil unseres Besitzes, unter Umständen auf den ganzen, auf eine Reihe von Annehmlichkeiten und auf eine uns bequeme Ungebundenheit verzichten müssen. Wir rufen: „Das widerfahre uns nur nicht!“ Wir wollen nichts vom Umlernen, nichts von neuen Grundsätzen wissen, weil ihre Konsequenzen uns persönlich unangenehm sein könnten. Und doch, was wäre nötiger, als daß gerade diejenigen, die sich zu Christus bekennen, jetzt nicht versagten. Die Gefahr ist sehr groß, daß das auf Selbstsucht der einen Klasse gegründete System mit einem auf die Selbstsucht einer andern Klasse gegründeten abwechsle, und daß das neue Uebel um nichts kleiner werde als das alte. Da kann Gott nur helfen, wenn wir Menschen uns ihm zur Verfügung stellen. In dieser Notlage sollte die Kirche allen voran die Menschen zubereiten, daß sie Gottes Stimme hören und ihm Gehorsam leisten. Die Weltkrisis ist auch die Krisis der Kirche geworden. Darauf, ob sie sich Gott zur Verfügung stelle, wird es wohl schließlich ankommen, wenn sich entscheiden soll, ob ihre letzte Stunde gekommen ist oder nicht.

Wie wenig hat sie sich doch im Anfang dieser Krisis bewährt! Da mußten wir es erleben, daß sie den Krieg rechtfertigte, wenn nicht gar verherrlichte, Fahnen weihte, die Feinde schmähete und das eigene Volk als dasjenige pries, das der Menschheit das Heil zu bringen berufen sei. Haben wir nicht in unserem Lande auch Beschämendes erlebt? Ich will nur an etwas erinnern, an die Stellung unserer Kirche zu den Dienstverweigern. Ich sage absichtlich nicht: zu der Dienstverweigerung. Durch manche Gespräche bin ich zur Einsicht gekommen, daß man auch als Christ in gutem Treuen über die Dienstverweigerung verschiedener Ansicht sein kann. Daher liegt es mir fern, von der Kirche als Ganzem zu verlangen, sie hätte für die Dienstverweigerung einstehen sollen. Aber abgesehen von der Veranlassung, die zum Martyrium der Dienstverweigerer führte, hätte die Kirche doch ihre Freude darüber hinausjubeln sollen, daß wir Menschen unter uns haben, die ihrem Gewissen äußere Freiheit, Ruf, Karriere, ja sogar die Familie opfern können. Das hat sie nicht getan, sondern sie hat vielfach in den Chorus derjenigen eingestimmt, die da schmähten, und hat viel weniger Verständnis für die Gewissenskämpfe jener Männer gezeigt als mancher derjenigen, die für die Kirche nichts übrig zu haben bekannten.

Auch hier ließen sich die Beispiele vermehren, die zeigen, daß die Kirche nicht merkte, wie ihre Schicksalsstunde gekommen war. Jetzt allerdings regt sich neues Leben. Auf die Zeit des Versagens folgt eine Zeit, wo gewisse Anzeichen auf ein Erwachen und Sichzusammenraffen kirchlicher Kreise schließen lassen. Ich möchte

nur ein kleines Beispiel erwähnen, das mir dafür bezeichnend scheint. Es ist eine Notiz, die durch unsere Zeitungen ging und die vielleicht wenig Beachtung fand, die mir aber als Symptom Eindruck gemacht hat. Es wurde da berichtet von einer Versammlung der Baselpfaffen Pfarrer, bei der man sich über die Stiftung „Für das Alter“ aussprach. Die Versammlung mißbilligte, daß man neuerdings in ungenügender Weise und als Almosen einigen alten Leuten wolle die Hilfe zuteil werden lassen, die man ihnen in Form einer Altersversicherung von Gottes und Rechts wegen schuldig sei. Sie fürchteten wohl, daß dieser unzulängliche Notbehelf auf geraume Zeit hinaus den Gewissen als Ruhefissen dienen werde, und dagegen nahmen sie öffentlich Stellung. Bei dieser Kundgebung darf es natürlich nicht sein Bewenden haben; jetzt muß eine zielbewußte Arbeit zu Gunsten der Altersfürsorge einsetzen. Aber ein erster Schritt ist getan, und der erste ist gemeiniglich der schwerste.

Wenn ich so die Hauptaufgabe der Kirche darin erblicke, daß sie für eine Neuordnung der Dinge nach Christi Sinn einsetze, so kann man mir leicht vorwerfen, dadurch werde man in ihr Machtgelüste wecken, sie veranlassen, alle Gebiete des Lebens für sich zu beanspruchen. Ich möchte nicht mißverstanden sein. Ich rede nicht der mittelalterlichen Machtpolitik der Kirche das Wort. Ich glaube sogar, daß sie noch heute zu viel von dem, was man Macht nennt, besitzt, sich jedenfalls zu sehr davon imponieren läßt. Nicht für sich soll sie irgend etwas beanspruchen, sondern für Gott. Es soll ihr gar nicht darauf ankommen, ob sie dabei genannt werde, ob sie Ruhm und Anerkennung ernte, nur darauf, daß sie helfe, Christi Geist bei uns Geltung zu verschaffen. Ich gehe sogar noch weiter und sage: es soll ihr letzten Endes nicht einmal darauf ankommen, ob sich die Umwälzungen, auf die wir hoffen, in Gottes oder Christi Namen vollziehen, wenn nur überhaupt etwas zum Durchbruch gelangt. Auf die Sache kommt es an, nicht auf Worte.

Nun wird man allerdings weiter einwenden: „Ihr wollt die Kirche zum Schauplatz politischer Kämpfe machen. Wenn wir am Sonntag zur Kirche kommen und gerne Mut für die Woche finden möchten, die vielleicht dunkel und schwer vor uns liegt; wenn unsere Seele Gott nicht zu fühlen vermag und wir seiner doch wieder gewiß werden möchten, so werden wir statt mit der Nahrung, die unsere Seele nötig hat, mit politischen Reden gespiessen werden. Steine für Brot, das ist es, was man uns bieten will; eine traurige Veräußerlichung, das ist, was für die Kirche dabei herauskommt.“ Es liegt da ohne Zweifel eine Gefahr, der wir ins Auge sehen müssen. Sie könnte uns große Sorge bereiten, wenn es nun so gemeint wäre, als ob jede Erscheinung des wirtschaftlichen und politischen Lebens in der Kirche müßte besprochen werden. Aber

das ist ja gar nicht unsere Ansicht. Es gibt doch so viele Fragen, über die man in ehrlicher Christengesinnung verschiedener Meinung sein kann; aber es gibt auch eine Reihe von Uebelständen, über die es nur ein Urteil geben kann für Menschen, die gegen sich selbst ehrlich sind und wirklich Christen sein wollen. Und gegen solche Uebelstände gilt es mit aller Furchtlosigkeit aufzutreten, da einer Erkenntnis des Uebels und dem Willen zu seiner Beseitigung den Weg zu ebnen. Wenn sich die Kirche solchermaßen darauf beschränkt, das öffentliche Gewissen darzustellen, so wird sie allen etwas zu bieten vermögen und zudem noch reichlich Zeit und Gelegenheit finden, auch auf die Sorgen und Kämpfe des Einzelnen liebevoll einzugehen. Sie umgeht damit auch die Gefahr der Veräußerlichung. Wer schon solche höchst unpopuläre Kämpfe gegen Uebelstände aufgenommen hat, der weiß wohl, wieviel Mut und Kraft sie erfordern, einen Mut und eine Kraft, die man nur in der Gemeinschaft und im Verkehr mit Gott gewinnt.

Wenn ich bisher von der Kirche sprach, so mochte es scheinen, als dächte ich dabei nur an die offiziellen Vertreter der Kirche, also an die Pfarrer. Und in der That liegt die Gefahr immer nahe, daß wir Kirche und Geistlichkeit als gleichbedeutend betrachten und uns persönlich für das Tun der Kirche nicht verantwortlich fühlen. Wir lassen die Kirche, d. h. die Geistlichen gewähren, zahlen wohl auch pünktlich unsere Steuern, solange man unsere Kreise nicht stört. Wir verlangen, daß sich die Kirche zu der Zweiteilung der Sphären bekenne, und wenn ihre offiziellen Vertreter einmal über die ihnen gezogenen Grenzen hinausgreifen, so bedeuten wir ihnen, sie möchten das nur sein bleiben lassen. Wir sind schuld daran, wenn ihnen die Lust dazu vergeht, in Wespennester zu stechen. — Auch da, wo einzelne Kirchgenossen zu direkter Mitarbeit in kirchlichen Dingen berufen sind, in der Synode, kann man beobachten, wie sie sich etwa erleichtert fühlen, wenn sie eine heikle und vielleicht unangenehme Aufgabe unter die Dinge einreihen können, die nicht in die Sphäre der Synode fallen. Jetzt, wo die Synodalenwahlen vor der Türe stehen, wird häufig darauf aufmerksam gemacht, welche wichtige Aufgabe die neuzuwählende Behörde werde zu lösen haben, und man nennt die Erstellung von Gemeindehäusern, die Schaffung eines Ersatzes für den Religionsunterricht in der Schule. Wer möchte die Wichtigkeit dieser Aufgaben, besonders der letzteren leugnen! Aber täuschen wir uns darüber nicht! Ungleich wichtiger ist es für die Synode, daß sie im kommenden Kampfe, zu dessen Sprecher die Pfarrer als die offiziellen Vertreter der Kirche in erster Linie berufen sind, diesen den für eine große Aufgabe notwendigen Rückhalt bietet. Und das ist schließlich auch unser aller vornehmste Aufgabe. Daß auch davon eine Ahnung bei uns aufdämmert, dafür ist eine Bewegung der Beweis, die sich gegenwärtig bei uns bemerkbar macht. Sie geht nicht von der Kirche

aus. Es spricht zu Ungunsten der Kirche, daß sie solche Bewegungen nicht mehr zu erzeugen vermag. Die Bewegung nennt sich die Jung Christliche Allianz. Ihre Träger sind eine Anzahl von religiösen Jugendorganisationen, die die Ansicht vertreten, die christliche Welt dürfe nicht stillschweigend an den wichtigen Fragen der Gegenwart vorübergehen, sie müsse aus ihrer Abgeschlossenheit heraustreten und energisch an der Umgestaltung der bisherigen Lebensordnung mitarbeiten. Also findet die Kirche sicher ein Echo, wenn sie auch ihren Ruf erschallen läßt. Aber eben, sie muß auf uns rechnen können, auf diejenigen wenigstens, die nicht nur zufolge ihrer Geburt und der trägen Gewohnheit halber auf der Mitgliederliste stehen, sondern die sich aus Ueberzeugung und Bedürfnis zu ihr rechnen. Die sollten einen Kern von Menschen der Tat bilden, die in einem vom Geiste Gottes beeinflussten Aufbau der kommenden Zeit die Hauptaufgabe der Kirche sehen und sich für diesen Aufbau bereit halten. Daß in eine Gemeinschaft, die sich einer solchen Riesenaufgabe bewußt ist, für Richtungsunterschiede kein Platz mehr ist, braucht kaum gesagt zu werden. Damit meine ich durchaus nicht, daß nun plötzlich alle eines Sinnes sein werden. Meinungsunterschiede werden nach wie vor bestehen, nicht nur über dem, das man für wahr hält, sondern auch über den Mitteln, mit denen man seine Aufgaben am besten zu erfüllen glaubt, wohl auch über das Tempo, in dem man vorgehen soll. Wenn aber die große Aufgabe im Vordergrund steht, so wird das Trennende in seinen unbedeutenden Proportionen erscheinen und demgemäß gewertet werden. Ueber den Ansichten wird die Gesinnung stehen, und die wird so wichtig sein, daß man nicht mehr nach Ansichten sich zu organisieren für nötig findet. Wir freuen uns heute schon auf die Luft, die dann herrschen wird; denn daß in unsere Kirche mit ihren Richtungen manche von den bedauerlichen Seiten unseres politischen Parteilebens eingezogen sind, wird wohl niemand leugnen.

Wenn ich mich noch im besondern über die Mitarbeit der Frau bei den Aufgaben der Kirche aussprechen soll, so werden Sie begreifen, daß ich nach dem bisher Gesagten kurz sein kann. Die eine Aufgabe, die für mich so sehr im Vordergrund steht, daß daneben organisatorische Fragen verschwinden, sie stellt die gleichen Anforderungen an Männer und Frauen. Früher, da gab es in der Kirche Aufgaben, zu denen die Frau besonders berufen war, nämlich die gesamte Fürsorge für Arme und Kranke. Von diesen Aufgaben ist unserer Kirche als solcher aber nur noch ein kümmerlicher Rest geblieben; das meiste davon ist nach und nach an den Staat oder an konfessionslose Verbände übergegangen. Wenn die Kirche der Frau auch kein besonderes Wirkungsfeld zu bieten hat, so braucht sie unsere Mitarbeit deshalb nicht weniger. Allerdings ist es für uns nicht leicht, daß wir gerade in einer Zeit der Krisis zum sichtbarlicherem Mittun aufgefordert worden sind.

Schon das Neue unserer Inanspruchnahme macht uns zu schaffen, und nur gar noch der Wandel, der sich in den Dingen vollzieht. Wir sind im Ganzen dem Neuen eher abgeneigt, etwas ängstlich und zögernd. Bange fragen wir uns vielleicht, ob wir zur Mitarbeit im gegenwärtigen Moment, wo so manches im Fluß ist, befähigt sind. Ich glaube, wir brauchen uns nicht über Gebühr zu ängstigen. Wir bringen doch eine Anzahl Gaben mit, die gerade zur Lösung der heutigen Aufgaben nötig sind. Wir können uns verhältnismäßig leicht in die Lage anderer einfühlen, und das kommt uns zu statten, wenn es gilt, für die unter dem gegenwärtigen System Benachteiligten einzutreten. Sobald wir einmal den Bruch mit diesem System als unsere Pflicht erkannt haben, so werden wir auch mit der uns eigenen Fähigkeit helfen, die Arbeit durchzuführen. Und dabei wird uns eine Fähigkeit helfen, die man uns etwa zuschreibt, die Opferwilligkeit. Wenn wir diese Fähigkeit auch meist erst im engen Kreis und einzelnen Menschen gegenüber erprobt haben, so haben doch die letzten Jahre gezeigt, daß Frauen auch für eine Sache und für weitere unpersonliche Kreise Opfer zu bringen imstande sind. Freilich wird es nötig sein, daß wir uns in strenge Zucht nehmen, denn das Kleine, das Enge, das Persönliche liegt uns nach der bisherigen Entwicklung unseres Geschlechtes so viel näher. Wir müssen eine gewisse uns anerkennende Scheu überwinden, gegen innere Bequemlichkeit ankämpfen, bevor wir unsere Blicke über unsern engen Kreis hinausrichten. Heute aber, wenn je, braucht unsere Kirche Leute mit weitem Herzen, die die große Familie unseres Volkes, ja gar die Menschheitsfamilie mit Liebe umfassen; denn ohne Liebe wird die Riesenaufgabe, von der wir sprachen, nicht zu lösen sein. Wenn wir Frauen uns auch in die Reihen der Hilfsbereiten stellen, so haben wir eine starke Stütze an unserm Optimismus, wie man unsern Glauben an den Sieg des Guten zu nennen pflegt. Dieser Glaube ist manchen Männern bei ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben verloren gegangen. Wo er fehlt, da ist man schlaff und resigniert. Wir Frauen müssen uns als neue Truppen fühlen, deren unverbrauchte Glaubenskraft manchem Mutlosen aufhelfen soll. Unsern Glauben müssen wir mitbringen; er ist so nötig wie unsere Liebe und Opferwilligkeit.

Uebrigens haben wir dann doch auch noch eine ganz besondere Aufgabe, die uns zwar nicht von der Kirche gestellt ist, die wir direkt aus Gottes Hand nehmen: Wir sind die Erzieherinnen der Jugend. Ferne sei es mir, zu verlangen, daß wir bei unserer Erziehung die Kirche im Auge haben sollten. In einem Blatt, wo sich ein katholischer Geistlicher mit der Frauenbewegung auseinandersetzt, lese ich, die Frau könne die Gehilfin des Mannes sein, indem sie die Kinder erziehe zur Gottesfurcht, in der Liebe zum katholischen Glauben und zur Kirche, wodurch sie gute katholische Männer heranbilde.

Wir wollen nicht den reformierten, vielleicht gar positiv- oder fortschrittlich-reformierten Menschen erziehen, sondern den Menschen schlechtthin, den Menschen, dem bei aller Unvollkommenheit doch Gott und sein Reich das Höchste sind. Wenn das unser Ziel und Bestreben ist, so leisten wir der Kirche den besten Dienst, den sie überhaupt von uns erwarten kann, wenn anders auch ihr Gott und nicht sie selbst das Wichtigste ist.

Verehrte Anwesende! Ich bin am Schluß und habe Sie wahrscheinlich enttäuscht. Sie erwarteten vielleicht ein Programm von mir mit Punkt A, B und C und einer reinlichen Scheidung zwischen Männer- und Frauenaufgaben. Anstatt dessen hören Sie nur von einer großen Aufgabe, an den sich jedermann beteiligen sollte. Wenn diese Aufgabe an sich auch bestimmt formuliert ist, so wurde doch nichts gesagt von Rezepten, nach denen man zu Werk gehen könnte. Abgesehen davon, daß sich solche Rezepte nur aus der Erfahrung ergeben und die Erfahrungen erst zu machen sind, glaube ich auch, daß wir uns noch im Stadium der Vorbereitung befinden, daß es gilt, die Atmosphäre zu schaffen, in der man das Werk anzupacken willens ist. Ist diese Bereitschaft da, so stellen sich die konkreten Arbeitsmöglichkeiten von selbst ein. Allerdings können wir uns diese Bereitschaft nicht geben. Sie setzt voraus, daß Gott selbst uns ergriffen habe. Aber wenn je ein Gebet Erhörung finden muß, so ist es die redliche Bitte: Gott mach mich bereit!

Georgine Gerhard.

Die Ethik des Zinses.

Sie werden Häuser bauen und sie bewohnen; sie werden Weingärten pflanzen und deren Früchte genießen.

Sie sollen nicht bauen, daß ein anderer wohne, nicht pflanzen, daß ein anderer esse. Jesaias.

Wer sich in der heutigen christlichen Literatur umsieht, und dabei gewahr wird, in welchem Umfange Fragen sozialer Natur sich mehr und mehr dem christlichen Denken aufdrängen, dem muß es auffallen, daß von einem der wichtigsten sozialen Probleme, das Jahrtausende lang einen Zankapfel der Theologen und Ethiker bildete, dem **Zinsproblem**, so gut wie gar nicht mehr die Rede ist.

In alttestamentlichen Zeiten waren es Priester und Leviten, die — allerdings ohne durchgreifenden Erfolg — immer wieder gegen das Zinsnehmen ankämpften. Ihr Kampf ist in spätern, christlichen Jahrhunderten — und zwar mit dem gleichen Mißerfolg — weitergeführt worden von Kirchenvätern, Konzilien und Päpsten. Als letzter Kirchenfürst hat noch vor 100 Jahren der Erzbischof von Bordeaux einen vergeblichen Vorstoß gegen den Zins gewagt.